

THEATER

Lawine aus weissem Plastik

In seinem neuen dokumentarischen Solo spiegelt Dennis Schwabenland die Lebensgeschichten zweier von einem Grosskonzern geprägter Familien. Vor allem zeigt er, was neoliberalen Wirtschaftsentscheide anrichten.

VON ELODIE KOLB

Am Anfang sind die über fünfzig weißen Plastikgartenstühle noch ordentlich am hinteren Bühnenrand gestapelt. Im Verlauf des Abends werden sie regelrecht die Bühne einnehmen, zu einer Lawine werden, die eine Familie ins Straucheln bringt. Die Gartenstühle «Piccolo II» haben die Biografie von Heribert Schwabenland geprägt. Genauso wie jene von Karl-Erivan Haub, dem Erben des Tengelmann-Konzerns. Haub ist 2018, wenn auch nicht in einer Lawine, spurlos in den verschneiten Schweizer Alpen verschwunden.

«Mülheim Absturz Ruhr» ist das neue Stück des Berner Theatermachers Dennis Schwabenland. Darin erzählt er die Geschichte seines Vaters, die auch seine eigene mitbestimmt hat. Als Einkäufer für Garten und Camping beim deutschen Grosskonzern Tengelmann in Mülheim an der Ruhr angestellt, wurde Heribert Schwabenland Ende der neunziger Jahre unter anderem unter dem Vorwurf entlassen, 50 Pfennig zu teure Gartenstühle eingekauft zu haben – ein Versuch, die Abfindung zu drücken. Schwabenland war nur einer von Zehntausenden Betroffenen einer Massenentlassung, die ebenjener Karl-Erivan Haub angeordnet hatte. Für die Schwabenlands bedeutete das einen Absturz, der bis heute nachwirkt, sowohl finanziell als auch sozial. Damit stand und steht die Familie exemplarisch für ein weitverbreitetes Schicksal in der neoliberalen Arbeitswelt.

Schwabenlands viele Hüte

Im Dialog mit eingespielten Interviews, die er mit seinen Eltern geführt hat, erzählt Dennis Schwabenland, als er selbst, diese Geschichte. Das Stück kombiniert O-Töne, Livemusik von Christine Hasler und die protokollarische Nacherzählung mit szenischen Inszenierungen. Im Alleingang schlüpft Schwabenland mal in den alten Anzug seines Vaters, mal in ein altes «Rock am Ring»-Shirt seines Teenieselbst, mal trägt er die Jacke seiner Mutter, mal verschiedene Hüte der Haub-Familie.

Der Geschichte der Schwabenlands stellt er also jene der Unternehmensfamilie Haub gegenüber, gewissermassen als andere Seite der Medaille. Denn bei aller drastischen Machtasymmetrie: Beide Familien wurden wesentlich vom Tengelmann-Konzern geprägt. Das ist durchaus aufschlussreich, insbesondere wenn der Vater von Karl-Erivan Haub diesen im Stück dafür lobt, nicht die günstigsten Gartenstühle gekauft zu haben. Dennoch hätte eine Straffung der gar ausführlich geratenen Abhandlungen der Konzerngeschichte wohl kaum geschadet.

Mit viel Respekt und Einfühlungsvermögen begibt sich Schwabenland in die verschiedenen Rollen, bringt aber ab und an eine

wohdosierte Menge an Überspitzung ein – besonders bei der Familie Haub. Einige Werstropfen: Nicht immer bleibt die durchdachte Kostümierung konsistent bei den Rollen, und einzelne Dubletten zwischen Szenen und der protokollierenden Stimme hätten sich wohl vermeiden lassen.

Besonders eindrücklich sind die eingespielten Tonaufnahmen: Man spürt den Stolz und die Freude des Vaters, wenn er nach so vielen Jahren von seinem Arbeitsplatz erzählt. Vor allem aber ist seine Mühe, über die Arbeitslosigkeit und die Armut zu sprechen, geradezu greifbar. Das Zögern, Schweigen und Abwieglern ist Ausdruck dieser verinnerlichten Scham und der Verschwiegenheit einer ganzen Generation, der es auch so viele Jahre später noch schwerfällt, offen über die Demütigung zu sprechen. Das ist zwar mitunter schwer auszuhalten. Zugleich ist aber beeindruckend, dass sich die Eltern für das Stück nun so geöffnet haben.

Das Leben ist (k)eine Seifenoper

Für etwas Auflockerung sorgen die pseudodokumentarischen Filmschnipsel, die über die Leinwand flackern; und doch sind auch sie Ausdruck der schweren Zeit der Familie Schwabenland. Mit dem Jobverlust wird das Leben der Familie mehr und mehr vom Fernsehprogramm bestimmt: von «Law and Order» über «Dallas» bis «Richterin Barbara Salesch». Die unangenehme Erfahrung der polizeilichen Durchsuchung ihrer Wohnung hat Dennis Schwabenland in Manier einer «Foto und Harry»-Folge mit seinen Eltern filmisch nachgestellt, mit ihm selbst und Milva Stark in der Rolle der Polizist:innen. Das ist irgendwo zwischen dokumentarisch, verstörend und humoristisch.

Und während in der Familie in dieser Zeit immer entweder Schweigen oder Streit herrscht, nimmt der «Piccolo II» auf der Theaterbühne immer mehr Raum ein. Als Sinnbild für die Kündigung und die Unfähigkeit des Vaters, von der Arbeitslosigkeit wieder loszukommen, ist der Plastikstuhl Ausdruck einer Ökonomie, die alles für den billigsten Preis tut – und er steht auch für ein System, das Engagement als Erfolgsversprechen verkauft und damit Kündigungen und Arbeitslosigkeit zum individuellen Versagen erklärt. So gelingt es Schwabenland, an der eigenen Familie die drastischen und langjährigen Folgen von sogenannten Umstrukturierungen grosser Unternehmen aufzuzeigen – für die Schwabenlands, aber auch weit über diesen individuellen Fall hinaus.

«Mülheim Absturz Ruhr» in: Bern, Theater Schlachthaus, Do-Sa, 4.-6. Dezember, 20 Uhr; Zürich, Theater Winkelwiese, Fr, 12. Dezember, 20 Uhr, und So, 14. Dezember, 16 Uhr.



Kündigungsgespräch mit Gartenstühlen: Dennis Schwabenland als sein eigener Vater in «Mülheim Absturz Ruhr». FOTO: ROB LEWIS

LITERATUR

Wo der Hammer fällt

Ayelet Gundar-Goshen: «Ungebetene Gäste». Roman. Aus dem Hebräischen von Ruth Achlama. Verlag Kein & Aber. Zürich 2025. 320 Seiten.

Ein Hammer, der vom Balkon fällt und einen Menschen erschlägt; aufgebrachte Nachbar:innen, die sich am jugendlichen Sohn des vermeintlichen Unfallverursachers zu rächen versuchen; eine Hundemeute, die einen Mann anfällt, bis alles voller Blut ist und er meint, seine Knochen splittern zu hören: Die israelische Autorin Ayelet Gundar-Goshen beginnt ihren Roman mit ineinander verketteten Ausnahmesituationen und zeigt, wie die Figuren im Buch damit klarzukommen versuchen.

Im Zentrum von «Ungebetene Gäste» stehen die junge Mutter Naomi und ihr Mann Juval mit ihrem einjährigen Sohn, der den Hammer vom fünften Stock gestossen hat. Für den Unfall verantwortlich gemacht wird letztlich jedoch der arabische Handwerker, der sein Werkzeug auf der Balkonbrüstung deponiert hatte. Juval nutzt seine Privilegien als Militär und gut verdienender Israeli, um den Gerichtsprozess zugunsten seiner Familie zu entscheiden.

Um Distanz zu gewinnen, ziehen sie für mehrere Monate nach Nigeria. Naomi, die

zu Beginn des Romans mit der langweiligen Routine zwischen Stillen, Brei und Einschlafspaziergängen beschäftigt ist, wird nun mit ihrer Schuld und Verantwortung konfrontiert: Der Sohn des Handwerkers ruft in den Nächten bei ihr an und fordert Geld von ihr, um die Prozesskosten zu begleichen. Derweil problematisiert ihre neu gewonnene nigerianische Freundin Ayobami die Zusammenarbeit von israelischen mit nigerianischen Militärs – und damit die Tätigkeit von Naomis Mann.

Gundar-Goshen lotet anhand individueller Geschichten ihrer Protagonist:innen die gesellschaftlichen Machtverhältnisse aus. Und wie bereits in ihren früheren Büchern rekonstruiert sie dabei die Abgründe, die sich auftun, wenn Menschen längere Zeit schicksalhafte Erlebnisse verbergen. Die Autorin, die auch als Psychologin tätig ist, schildert überzeugend das Innenleben ihrer Figuren und zieht uns mit einer vielschichtigen, episodenhaft aufgebauten Erzählung in ihren Bann.

RAHEL LOCHER

TIPP DER WOCHE

Kunst im Wunderland

«VENUS IN FURS» © KLODIN ERB; FOTO: STEFAN ALtenBURGER



Den Ausstellungstitel des Jahres hat die Schweizer Künstlerin Klodin Erb schon mal auf sicher: «Vorhang fällt, Hund bellt» heisst ihre Schau im Aargauer Kunstmuseum. Erb malt eingedenk alter Meisterinnen, vor allem aber als scharfe Beobachterin und Auf-den-Kopf-Stellner der Gegenwart. Nichts ist hier ganz, wie es scheint. Unnachahmlich farbenfroh, lusterfüllt und gewitzt ist diese Kunst unserer Wahrnehmung meist einen kleinen rätselhaften Schritt voraus. DJ

Klodin Erb: «Vorhang fällt, Hund bellt» in: Aarau Kunstmuseum, bis 4. Januar 2026. www.aargauer-kunstmuseum.ch

SACHBUCH

Marx produktiv weiterdenken

Wulf D. Hund, Lukas Egger, Felix Lösing: «Marx, Engels und der Rassismus ihrer Zeit». Mandelbaum Verlag. Wien 2025. 304 Seiten.

Das Verhältnis von Marx zum Rassismus wird seit einiger Zeit verstärkt diskutiert. Produktiv dazu beigetragen haben etwa die Arbeiten von Kevin B. Anderson, Kolja Lindner oder das Buch «Die Diversität der Ausbeutung» von Bafta Sarbo. Dabei reichen die Debatten von Affirmation bis Polemik und zeigen, dass es sich dabei um ein hochbrisantes und umkämpftes Feld handelt. War Marx Rassist oder doch eher Vorreiter einer postkolonialen Kritik? Gegen solche Vereinfachungen haben Wulf D. Hund, Lukas Egger und Felix Lösing ihr Buch «Marx, Engels und der Rassismus ihrer Zeit» geschrieben. Darin kontextualisieren sie Marx' und Engels' Schriften sozial- und ideengeschichtlich und stellen die Frage, welche Anknüpfungspunkte diese für eine historisch-materialistische Rassismusanalyse bieten – und wo Grenzen liegen.

Die Autoren verorten Marx und Engels tief in der Gedankenwelt ihrer Zeit, die von vielfältigen Rassismen – darunter Antisemitismus, Antislawismus oder Orientalismus – geprägt war, vor denen auch Marx und Engels

nicht gefeit waren. Zwar verurteilten sie die Sklaverei klar und unterstützten Emancipationsbestrebungen, sahen aber Schwarzen Widerstand selten als autonome Selbstemanzipation an. Solche Ambivalenzen legt das Buch offen, ohne apologetischen Überzug.

Themen wie Sklaverei, Kolonialismus und die Herausbildung rassifizierter Kategorien in Marx' und Engels' Schriften erscheinen so nicht nur als ideologische Gebilde, sondern als materielle Grundlage kapitalistischer Entwicklung. Das zeigen etwa ökonomische Figuren im «Kapital». So ging es ihnen beim Tausch von Leinen gegen Tee, bei der Rolle von Zucker oder Baumwolle nicht nur um eine Darstellung von Waren, sondern gleichzeitig um die Verknüpfungen zur kolonialen Weltgeschichte.

Theoretisch kompakt erzählt, bietet das Buch eine versierte, notwendige Lektüre. Es mystifiziert Marx nicht, kehrt sich aber auch nicht von ihm ab, sondern sucht nach Anknüpfungspunkten: Eine gegenwärtige Rassismusanalyse sollte auf Marx nicht verzichten.

CHRISTOPHER WIMMER